

neue

caritas

Migration und Integration - Info

Ich bin froh, dass wir
Gitterstäbe haben!
Das schützt uns ein wenig
vor dieser ungebremsten
Zuwanderung!



Vorbehalte gegen Einwanderung

Gruppenpsychologische
Ursachen

Konstruktiver Umgang mit
Vorbehalten und Ängsten

Angemessenes Formulieren
in der Medienarbeit

Praxis-Projekte für eine Kultur
der Anerkennung

LIEBE LESERINNEN UND LESER, Vorurteile seien schwerer zu spalten als Atome, soll Albert Einstein gesagt haben. Woher kommen unsere Vorbehalte gegenüber Fremden? Ist jeder von uns ein bisschen Rassist, und wenn ja – gibt es Ursachen dafür? Sind Elternhaus oder Freundeskreis entscheidend dafür, ob wir auf Fremde mit Offenheit oder eher mit Ablehnung reagieren? Oder ist es vom sozialen Status und dem Bildungsstand abhängig, ob jemand mit Skepsis oder mit Neugier und Freude auf Neues und auf Unbekannte zugeht?

Im Jahr 2015 sind schätzungsweise über eine Million Menschen, die vor Krieg,

Gewalt oder Perspektivlosigkeit flohen, nach Deutschland gekommen. Zusätzlich kamen rund 700.000 EU-Bürger(innen). Und in Anbetracht der vielen weltweiten Kriegskonflikte und Krisen ist davon auszugehen, dass auch in den nächsten Jahren verstärkt Schutzsuchende versuchen werden, nach Europa und zu uns zu kommen. Nicht nur die Verwaltungen in den Städten, Gemeinden und Landkreisen sind vor große Herausforderungen gestellt, sondern auch einzelne Bürger(innen) als Mitglieder einer demokratischen und offenen Gesellschaft. Kommunen, Kirchen und andere Institutionen leisten mit Hilfe zahlreicher Freiwilliger

Erstaunliches. Dennoch: Wo immer Flüchtlinge untergebracht werden, regen sich gleichzeitig Widerstand und Ängste; Vorbehalte und Aggressionen machen sich breit.

Die anfänglich positive Stimmung im Sommer 2015 ist der Sorge um die eigene Existenz und der Angst, von den Politiker(inne)n vergessen zu werden, gewichen. Die rechtspopulistische Partei AfD ist auf dem Vormarsch. Es vergeht kein Tag, an dem die Medien nicht über Schwierigkeiten berichten, die der hohen Anzahl flüchtender Menschen zugeschrieben werden. Rechtspopulistische und rassistische Äußerungen sowie tätliche Übergriffe gehören zunehmend zum Alltag in Deutschland. Verbale Attacken und Pöbeleien gegenüber „nicht deutsch aussehenden“ Menschen nehmen zu und der Eindruck schleicht sich ein, dass sich der Hass in seinen verschiedenen Erscheinungsformen gesellschaftlich ausbreitet. Im Internet oder unter bestimmten Gruppierungen ist es üblich geworden, nicht mehr einzelne Handlungen, sondern Menschengruppen zu kritisieren: Es wird nicht mehr in Individuen, sondern in Kollektiven gedacht, und bestimmte gesellschaftliche Gruppen („Lügenpresse“, „Politiker“, „Asylanten“ etc.) werden nach Belieben und in aller Öffentlichkeit diffamiert und entwertet. Demokratiefeindlichkeit, rechte Gewalt, Alltagsrassismus und menschenverachtende Einstellungen sind inzwischen keine Randerscheinungen mehr, sondern bis weit in die Mitte der Gesellschaft vorgedrungen. Es ist deshalb wichtiger denn je, dass Politik und Zivilgesellschaft gemeinsam gegen Hass und Ablehnung vorgehen.

Alltagsrassismus und -diskriminierung haben viele Facetten und machen sich auch in subtilen Formen kund. Oft manifestieren sie sich in abwertenden oder unbedachten Bemerkungen. Präventionsmaßnahmen gegen Extremismus, Demokratiefeindlichkeit und Vorbehalte gewinnen immer mehr an Bedeutung. Der Deutsche Caritasverband (DCV) setzt sich mit vielen Initiativen, Maßnahmen und Projekten zum Abbau von Menschenfeindlichkeit, Vorurteilen und Ängsten vor „dem anderen“ ein, um eine Kultur der Anerkennung und gleichberechtigter Teilhabe aller in unserer Gesellschaft lebenden Menschen zu stärken und zu verankern (s. Praxisbeitrag von Sabine Kern, S. 7 f.). Und er wird es zukünftig noch stärker tun müssen.

Das Zusammenleben in einer demokratischen und offenen Vielfaltsgesellschaft muss von allen ihren Mitgliedern erlernt werden. Wir werden es nicht schaffen, Vorurteile und Vorbehalte abzuschaffen – nicht die eigenen und auch nicht die der anderen. Aber über sie nachzudenken und sich ihrer bewusst zu werden ist ein entscheidender Schritt, der helfen kann. Die Beiträge dieser Ausgabe beschäftigen sich mit den Fragen: Wie entstehen Vorbehalte und Vorurteile, welche Gefühle, Ängste und Situationen befördern sie? Gibt es nur psychologische Gründe und Ursachen oder auch politische (s. S. 2 ff.)? Wie geht man konstruktiv mit Vorbehalten um, die man bei sich selbst und bei anderen feststellt (s. S. 4 f.). Welche Rolle spielen Medien und Öffentlichkeitsarbeit bei der Konstruktion und Dekonstruktion von Vorurteilen und Fremdenfeindlichkeit (s. Beitrag von Sheila Mysorekar, S. 5 f.)?

In der Quechua-Sprache¹ gibt es für die erste Person Plural („wir“) zwei unterschiedliche Personalpronomina: ñuqanchik und ñugayku – inklusives und exklusives Wir. Ñuqanchik, das inklusive Pronomen, wird benutzt, wenn der/die Sprechende die Angesprochenen mit einschließt. Ñugayku, das exklusive, wird benutzt, wenn die Angesprochenen nicht einbezogen werden. In der aktuellen Flüchtlings- und Integrationsdebatte ist vorwiegend das ñugayku festzustellen. Die Stärke einer offenen Gesellschaft liegt aber im ñuqanchik – im Wir, das alle einschließt.

Ihre Antonella Serio



Antonella Serio

Referentin Migration und Integration beim DCV, Freiburg
E-Mail: antonella.serio@caritas.de

Anmerkung

1. *Meistgesprochene indigene Sprache Lateinamerikas (hauptsächlich im Andenraum).*

Wie Vorbehalte entstehen

► Menschen neigen dazu, sich in Gruppen einzuordnen ...

Mit dem Anwachsen der Zahl Geflüchteter im Sommer 2015 ging eine Welle der Hilfsbereitschaft durch Deutschland. Gleichzeitig gab es kritische und ablehnende Stimmen gegenüber den

Menschen, die nach Deutschland kommen. Rufe nach Grenzschließung gab es aus den etablierten Parteien, vor allem aber von rechten und rechtsextremen Bewegungen. Und die Zahl der Skeptischen, Ängstlichen und offen Ablehnenden steigt.

Die Antwort auf die Frage, woher diese Ablehnung kommt, besteht aus zwei wichtigen Komponenten: Es gibt psychologische Gründe dafür, dass Menschen anfangen, Fremde abzulehnen – und politische.

Ein wichtiger psychologischer Mechanismus ist die Neigung von Menschen, sich Gruppen zuzuordnen. Gruppenmitgliedschaften definieren einen Teil menschlicher Identität. Wenn ich gebeten werde, mich selbst zu beschreiben, gebe ich zum Beispiel zur Antwort: „Ich bin Deutscher, Hochschullehrer, Anhänger von Borussia Dortmund.“ Die Einteilung unserer Umwelt in Gruppen hilft, damit wir uns schneller zurechtfinden. Wenn ich weiß, dass mein Gegenüber ein Student ist, und er sich meiner Zugehörigkeit zur Gruppe der Hochschullehrer(innen) bewusst ist, hilft das, unsere Interaktion zu regeln: Der Studierende stellt Fragen zu Inhalten oder Abläufen des Studiums und erwartet von mir als Mitglied des Hochschullehrer-Kollegiums eine Antwort. Gruppenmitgliedschaften bergen aber auch Gefahren. Je stärker ich mich mit einer Gruppe identifiziere, umso stärker neige ich dazu, diejenigen, die nicht zu meiner Gruppe gehören, abzuwerten. Diese Abwertung fremder Gruppen geht darauf zurück, dass ich auf diese Weise meine eigene Gruppe und damit mich selbst aufwerten kann.

Ernst wird es, wenn ich als Deutscher beginne, negative Stereotype und Vorurteile gegen Flüchtlinge und andere Einwanderer zu entwickeln. Nationalistische Identifikationen mit dem eigenen Land beinhalten die Gefahr, dass die, die nicht dazugehören, abgewertet, ausgeschlossen und sogar aggressiv angegriffen werden.

Der psychologische Prozess der Abgrenzung von fremden Gruppen wird verschärft, wenn Gruppenmitglieder glauben, die eigene Gruppe stünde zu fremden Gruppen in Konkurrenz um Ressourcen: Wenn ich also befürchte, die Flüchtlinge gefährdeten den Wohlstand und/oder die Kultur meiner deutschen Gruppe. Dabei reicht es schon aus, dass ich mir eine solche Konkurrenz nur einbilde.

Durch Konkurrenzsituationen, aber auch durch andere bedrohliche Ereignisse wie die Ausschreitungen am jüngsten Silvesterabend in Köln wird die andere Gruppe mit Emotionen in Verbindung gebracht. Wir beginnen, uns vor „den Fremden“ zu fürchten, wütend auf sie zu sein oder sie sogar zu hassen. All das verschärft die Ablehnung weiter. Angst führt dazu, dass ich „den anderen“ aus dem Weg gehe, Wut und Hass veranlassen zur Attacke, zu gewalttätigen Übergriffen. Zur Entstehung solcher negativen Emotionen im Zusammenhang mit fremden Gruppen reichen oft einmalige Ereignisse aus, wie beispielsweise die genannte Beobachtung der Ausschreitungen in Köln. Und Menschen neigen dazu, negatives Verhalten von Einzelnen auf die fremde Gruppe insgesamt zu übertragen.

Vorurteile, Diskriminierung und Gewalt gegen Fremde nehmen zu, je stärker Menschen sich durch sie bedroht fühlen oder sie mit Angst und anderen negativen Emotionen in Verbindung bringen. Die psychologischen Mechanismen der Abgrenzung und Emotionalisierung finden aber nicht im luftleeren Raum statt. Wir leben in einer sozialen Welt, und wir wollen unsere Welt verstehen. Dabei greifen wir gern auf vorliegende Stereotype

über Fremde zurück: „Man weiß doch, dass Zuwanderer unzuverlässig sind und sich auch mal gerne das Handy eines anderen zu eigen machen.“ Feindbilder über andere Gruppen gehören zum kulturellen Erbe, sie werden in Gesellschaften weitertransportiert und bei passender Gelegenheit hervorgeholt, so auch in der gegenwärtigen – ungewöhnlichen und daher aufregenden – Einwanderungssituation.

Neben kulturellen Stereotypen über Fremde sind Politik und Medien eine wichtige Informationsquelle für unsere eigene Sicht auf die Welt. Viele Menschen in Deutschland haben nur wenig direkte Erfahrung mit Geflüchteten. Das meiste, was wir über diese Menschen zu wissen glauben, haben wir über die Medien, über Äußerungen von Politiker(inne)n. Diese Informationsquellen sind oft widersprüchlich, manchmal verbreiten sie auch mehr oder weniger subtil negative Bilder über Fremde. Oder diskutiert werden Strategien zum Umgang mit der Einwanderungssituation, die erkennbar unsinnig oder nebensächlich sind.

Politik und Medien sind in einer großen Verantwortung, wenn die Zukunft in Deutschland und in Europa über die Fluchtdiskussion nicht vollständig infrage gestellt werden soll. Politik und Medien müssen ihre Äußerungen über Flüchtlinge und im Zusammenhang mit Flucht sorgfältig abwägen. Schon jetzt zeichnet sich eine Spaltung der Gesellschaft ab, wenn AfD und Pegida von der „Lügenpresse“ reden. Hier kommen erneut die oben beschriebenen Gruppenprozesse und die Abgrenzungen von den anderen – der angeblichen Lügenpresse und denjenigen, die dazugehören – ins Spiel. Das muss aufhören, rechte Rädelführer(innen) gehören bei Straftaten zur Verantwortung gezogen, und die Mitläufer(innen) gilt es von ihren oft abwegigen Überzeugungen abzubringen. Dazu müssen Politik und Medien weiterhin mit den Menschen reden und sie nicht ausschließen.

Interessant ist, dass besonders diejenigen zur Übernahme rechter Ideologien und zur Ablehnung von Fremden neigen, die selbst kaum Erfahrungen mit Fremden gemacht haben. In Übereinstimmung mit der Kontakthypothese von Gordon Allport¹ können wir mit einer Reihe von Umfragen demonstrieren, dass Fremdenhass besonders dort ausgeprägt ist, wo es kaum Fremde gibt, wie in manchen ländlichen sowie ostdeutschen Regionen.² Eine lange Forschungstradition in der Sozialpsychologie zeigt eindrucksvoll, dass Kontakt mit Mitgliedern fremder Gruppen – wenn er nicht unter sehr ungünstigen Bedingungen stattfindet – hilft, Vorurteile zu reduzieren.³ Die Anwesenheit von Fremden beinhaltet also auch eine Chance – die eigenen Ängste und Ressentiments zu korrigieren. Für die gegenwärtige Einwanderung heißt das, die Entstehung von Ghettos zu vermeiden und eine Ansiedlungs- und Integrationspolitik zu betreiben, die die Menschen zusammenbringt.

Prof. Dr. Ulrich Wagner

Sozialpsychologe am Fachbereich Psychologie und am Zentrum für Konfliktforschung der Philipps-Universität Marburg →

Anmerkungen

1. ALLPORT, G. W.: *The nature of prejudice*. Cambridge, MA: Addison-Wesley, 1954.
2. WAGNER, U.; CHRIST, O. et al.: *Prejudice and minority proportion: Contact instead of threat effects*. *Social Psychology Quarterly*, 69 (2006), S. 380–390.
3. LEMMER, G.; WAGNER, U.: *Can we reduce prejudice outside the lab? A meta-analysis of direct and indirect contact interventions*. *European Journal of Social Psychology*, 45 (2015), S. 152–168.

► **Wie mit Vorbehalten und Ängsten umgehen?**

Vorbehalte haben etwas mit Gruppenzugehörigkeiten zu tun und stützen sich auf Verallgemeinerungen. Gerade Mitglieder moderner, das heißt ausdifferenzierter und heterogener Gesellschaften, in denen man sich nur bedingt persönlich kennen kann, greifen auf Sortierungen nach Gruppen zurück. Dies entlastet, es reduziert die als anstrengend empfundene Komplexität. Was Deutschland angeht, passen 60 Jahre nach dem ersten Abkommen zur Anwerbung von Gastarbeitern die früheren Schubladen aber nicht mehr so richtig. Die Gastarbeiter(innen) und ihre Nachkommen sind, ebenso wie die Aussiedler und Spätaussiedler oder die Menschen aus Bosnien oder dem Kosovo, Einheimische. Deutschland ist, wenn auch unerklärt und bislang eher verdrückt, zum Einwanderungsland geworden. Es gibt alte Deutsche und neue Deutsche, wie ich in meinem Buch „Integriert Euch!“⁴¹ darlege. Und es gibt alte und neue Vorbehalte: Manche der sogenannten alten Deutschen (damit sind Menschen ohne Einwanderungsgeschichte gemeint) interessiert die deutsche Staatsangehörigkeit der Nachkommen der Einwanderer nicht: „Einmal Türke, immer Türke!“, sagen sie. Lernen sie jemanden kennen, der ihren Vorbehalten nicht entspricht, so wird dieser zur Ausnahme erklärt.

Vorbehalte bei alten und neuen Deutschen untereinander und gegenüber den Flüchtlingen entstehen erstens aus Gefühlen der Verunsicherung. Die wachsende Heterogenität der Gesellschaft und die Frage, wie genau die Integrationsprozesse verlaufen werden und wie viel Zeit sie brauchen, wird von vielen als Kontrollverlust empfunden. Zweitens erleben zahlreiche Flüchtlingshelfer(innen) Enttäuschungen; sie ärgern sich über diejenigen Flüchtlinge, die kein Interesse und kein Engagement zeigen. Für sie ist das „Durchmogeln“ mancher Flüchtlinge frustrierend; für die Flüchtlinge selbst kann dieses Verhalten durchaus angemessen und für sie rational sein. Wie geht man nun mit Vorbehalten um, die man bei sich selbst und bei anderen feststellt? Ich möchte einige Ansatzpunkte für einen konstruktiven Umgang vorschlagen.

Sich austauschen und erinnern

Viele Menschen, die in pädagogischen und sozialen Berufen

arbeiten, setzen sich unter Druck, dass sie keine Vorbehalte haben dürfen. Es scheint mir jedoch wichtig, die Wahrnehmungen und Ängste auszutauschen: Worauf gründen sie sich konkret? Was sind meine Sorgen? Welche Erfahrungen machen andere? Habe ich nur schlechte oder auch gute Erfahrungen gemacht? Wie sahen die Umstände jeweils aus? Welche Erwartungen hatte und habe ich? Möglicherweise bin ich ungeduldig, weil mir die Integrationsarbeit so langwierig erscheint. Älteren kann es helfen, darauf zu schauen, welche Umstellungen sie in den letzten Jahrzehnten schon vollzogen haben: Sie haben realisiert, dass Deutsche heute ganz verschieden aussehen, nicht zwingend weißhäutig sind und nicht ausschließlich Müller oder Schmidt heißen. Deutsche können auch Schimanski, Boateng oder Özoguz heißen. So ist das in einem Land mit Einwandererfamilien, die in der zweiten, dritten oder auch vierten Generation hier leben. Das heißt, man hat schon reichlich Erfahrung im Umgang mit einem breiten Spektrum von Herkunft und weiß, dass die Herkunft alleine nur bedingt aussagekräftig ist. Das sichtbare Merkmal muss nicht die ausschlaggebende Eigenschaft eines Menschen sein.

Nichtverstehen zulassen

Diejenigen von uns, die selbst den berühmt-berüchtigten Migrationshintergrund haben, sind manchmal auch frustriert, wie lange alles dauert, aber ansonsten mit sich selbst und Deutschland überraschend zufrieden. Im Umgang mit Konflikten sind diese neuen Deutschen häufig souveräner und in der Wortwahl unbefangener. Sie könnten die alten Deutschen ermuntern: Alle haben wir gelernt, dass es solche und solche gibt – auch unter Einwanderern und ihren Nachkommen und selbstverständlich auch unter Flüchtlingen. Und es ist auch okay, ein Verhalten oder einen Zusammenhang nicht zu verstehen. Man darf sein Befremden auch zum Ausdruck bringen und muss keineswegs für alles Verständnis haben.

Sich mit Konflikten anfreunden und Bündnispartner mit Erfahrung suchen

Es geht nicht darum, alle Einwanderer und Flüchtlinge zu mögen, sondern darum, miteinander klarzukommen – wie es in der Gesellschaft generell gilt. Ein solcher Pragmatismus ist nichts Ehrenrühriges, sondern etwas sehr Modernes. Es ist in Ordnung, wenn man teilweise auch nebeneinanderher lebt. Aus einer soziologischen Perspektive heraus sehe ich das ganz unaufgeregt. In modernen Gesellschaften gibt es ganz viele Subkulturen und Milieus, die sich nicht oder nicht sofort vermischen. Nüchtern betrachtet, sind die Voraussetzungen gar nicht so schlecht – zumindest in den sogenannten alten Bundesländern. Hier gibt es einen Erfahrungsvorsprung in den Beziehungen zwischen alten und neuen Deutschen, der auch für den Umgang mit den Flüchtlingen hilft. Das Beharren darauf, dass die Integration „bestimmt scheitern wird“, ist schön für die Erregungskurve, blockiert aber

unsere alltäglichen Interaktionen. Denn wir stehen nicht bei null und könnten die Kompetenzen der Experten stärker anzapfen, als wir es tun. Also nicht die tausendste Veranstaltung zum Thema: „Wie ticken Moslems?“, sondern einen Workshop zu folgendem Thema konzipieren: Wie organisieren wir das Zusammenleben im Einwanderungsland? Dazu können Einzelhändlerkaufleute, Lehrerinnen, Sozialarbeiter, Pflegedienstleiterinnen, Ärzte und andere einschlägig Bewanderte – ohne und mit Migrationshintergrund – etwas beitragen. Viele Menschen haben reichlich Erfahrung im Umgang mit Vorbehalten und verstehen etwas von dem, was man Gelingensbedingungen der Integration nennen kann.

Selbstbewusst sein und Geduld haben – auch mit sich selbst

In einem sich seiner selbst bewussten Einwanderungsland zu leben ist keine Kuschelveranstaltung. Moderne Gesellschaften werden durch Sympathie und Kooperation zusammengehalten, aber auch durch die Art und Weise, mit Meinungsunterschieden und Konflikten umzugehen. Wenn wir uns selbst anschauen, wollen wir in aller Regel als Einzelpersonen gewürdigt und nicht nur mit den Gruppen assoziiert werden, denen wir nun eben angehören. Seien wir neugierig auf neue Menschen in Deutschland und versuchen wir, sie – so schwer uns das auch fallen mag – als Einzelpersonen zu sehen. Fragen wir sie nicht immer nur nach Schwerem und Bedeutsamem, sondern reden wir auch über Harmloses – üben wir uns in Smalltalk statt ständigem Herkunftstalk. Und lassen wir es zu, dass auch sie uns etwas fragen. Wir müssen nicht permanent auf Sendung sein, nicht immer Bescheid wissen, nicht jede Situation selbst definieren, sondern können auch mal beobachten und zuhören. Das kann auch im Umgang mit Menschen, die sich von ihren Ängsten gefangen nehmen lassen, helfen.

Was antwortet man aber jemandem, der steif und fest darauf beharrt, dass „uns der Laden um die Ohren fliegen wird“, man

es auch gar nicht schaffen wolle oder dass Deutsche nun einmal hellhäutig zu sein hätten? Eine Möglichkeit ist folgende Antwort: „Da habe ich ein ganz anderes Bild von Deutschland und seinen Bürgern.“ Wie weit wir als Einwanderungsland schon gekommen sind, ohne uns als solches erklärt zu haben, bietet Anlass zur Zuversicht, ohne blauäugig zu sein. Integration als Projekt für alle zu verstehen, ist die Grundlage für die anstehende gesellschaftliche Debatte.

Prof. Dr. Annette Treibel

Pädagogische Hochschule Karlsruhe

Institut für Transdisziplinäre Sozialwissenschaft/Bereich Soziologie

Anmerkung

1. TREIBEL, A.: *Integriert Euch! Plädoyer für ein selbstbewusstes Einwanderungsland.* Frankfurt a. M.: Campus, 2015.

Praxisbeitrag zum Thema

► Für ein Abbild der Normalität

Neuerdings sind Fakten aus der Mode gekommen. Bauchgefühl und Vorbehalte zählen mehr als gut recherchierte Tatsachen und belastbare Zahlen. So wird beispielsweise in der aktuellen Debatte über Asylpolitik deutlich, dass viele von einer ethnisch homogenen deutschen Gruppe ausgehen, wenn sie von „Aufnahmegesellschaft“ reden. Doch das entspricht längst nicht mehr den Fakten: Eine ethnisch homogene deutsche Gesellschaft gibt es nicht: Das Statistische Bundesamt zählt, dass 20 Prozent der Bevölkerung einen Migrationshintergrund haben; in den Schulen sind „Neue Deutsche“ noch stärker sichtbar: In einigen westdeutschen Großstädten kommt bereits mehr als die Hälfte der unter Sechsjährigen aus einer Einwandererfamilie.

Das heißt, in Deutschland existiert de facto eine ethnisch vielfältige und auch multireligiöse Gesellschaft. Statt diese – mit Zahlen belegte – Tatsache anzuerkennen, wird wieder über völkische Zugehörigkeit diskutiert und aufs Neue die Frage gestellt, ob Menschen mit Einwanderungsgeschichte wirklich deutsch sein können.

Bereits 2010 wurden rassistische Äußerungen mit der Sarrazin-Debatte salonfähig, die nun auch in der Mitte der Gesellschaft noch gängiger geworden sind. So berichten viele Medien heute scheinbar wie selbstverständlich, welche ethnische Zugehörigkeit ein mutmaßlicher Straftäter hat – was im deutschen Pressekodex¹ klar untersagt ist. Öffentliche Debatten bedienen derzeit wieder stärker Stereotype und kramen alte rassistische Feindbilder hervor.

Die mediale Darstellung von Menschen mit Migrationsgeschichte ist häufig fragwürdig. Zum Beispiel werden diese „Neuen Deutschen“ (ob mit deutschem Pass oder ohne) nur in bestimmten, meist negativen Kontexten überhaupt erwähnt, etwa bezüglich Migration, Religionskonflikten oder Terrorismus. Von ihnen ist nur dann die Rede, wenn es Probleme gibt: Bei Artikeln

Impressum neue caritas Migration und Integration – Info

POLITIK PRAXIS FORSCHUNG

Redaktion: Roberto Alborino (verantwortlich), Antonella Serio, Klemens Bögner, Karlstraße 40, 79104 Freiburg

Redaktionssekretariat: Catia Mazzocchi, Tel. 0761/200-511, Fax: 200-211
E-Mail: migration.integration@caritas.de

Vertrieb: Rupert Weber
Tel. 0761/200-420, Fax: 200-509, E-Mail: zeitschriftenvertrieb@caritas.de

Titel-Cartoon: Gottfried/toonpool.com

Nachdruck und elektronische Verwendung nur mit schriftlicher Genehmigung.

Herausgegeben vom Referat Migration und Integration, Deutscher Caritasverband e. V. in Freiburg

über Schulen beispielsweise kommen sie nur als Schulversager oder Kinder mit Sprachproblemen vor, nicht aber als kompetente Lehrer(innen) oder Bildungswissenschaftler(innen).

Die vielfältige deutsche Normalität wird selten als solche gespiegelt. Es gibt zu wenige Medienberichte über Menschen mit diversen kulturellen, ethnischen oder religiösen Hintergründen, die völlig normal in diesem Lande leben. Sie erscheinen nur als Stereotype – türkische Ehrenmörder, afrikanische Prostituierte oder arabische Diebe. In dem dazugehörigen Bildmaterial tragen Frauen ein Kopftuch und alle Geschäfte sind Dönerbuden. Dies hat ernsthafte gesellschaftliche Konsequenzen: Wenn Gruppen von Menschen wiederholt und pauschal in Stereotypen dargestellt werden, verfestigen sich negative Zuschreibungen über diese Gruppen.

Altbekannte Vorurteile bekommen lediglich einen modereren Anstrich: Es wird nicht mehr gesagt, dass irgendwer „primitiv“ sei, sondern „archaische Kultur“ mitbringt und „integrationsunwillig“ ist. Auch vermeintlich positive Zuschreibungen legen Gruppen fest, beispielsweise, dass Schwarze gut singen und tanzen können. Im Umkehrschluss bedeutet das nämlich, dass sie nichts anderes gut können und nur Unterhaltungswert haben.

Gewisse Narrative haben eine sehr lange Tradition, zum Beispiel, dass nichtweiße Männer angeblich einen unkontrollierten sexuellen Trieb haben und alle weißen Frauen ihre potenziellen Opfer sind. Das heißt, nichtweiße Männer wurden und werden als Gruppe sexualisiert und damit dämonisiert, so etwa Schwarze während der Sklaverei in den USA, jüdische und schwarze Männer in der Nazizeit und heutzutage Nordafrikaner in Deutschland.

In einer aufgeheizten Situation, wie sie augenblicklich in Deutschland und ganz Europa herrscht, arbeiten rechte Gruppen sehr bewusst und strategisch mit negativen Zuschreibungen und Pauschalisierungen über Muslime, über Araber, über Geflüchtete. Dem muss eine differenzierte und faktenbasierte Berichterstattung entgegengestellt werden, die ohne Stereotype in Wortwahl oder Bebilderung arbeitet. Für eine adäquate Medien- und Öffentlichkeitsarbeit über Minderheiten gibt es einige simple Richtlinien:

- Bewusster Umgang von Journalist(inn)en mit den eigenen Vorurteilen – Medienschaffende haben dieselben Stereotype gegenüber Minderheiten wie der Rest der Gesellschaft. Weiße deutsche Journalist(inn)en können nicht „neutraler“ über Menschen aus Einwandererfamilien berichten als diese Menschen selber.
- Man sollte die Betroffenen selbst zu Wort kommen lassen, nicht nur über sie, sondern mit ihnen sprechen. Wenn Expert(inn)en zitiert werden, möglichst welche mit Migrationsgeschichte.
- Selbstbezeichnungen von Menschen sollten ernst genommen und verwendet werden. Wer sich selber beispielsweise als

Afro-Deutscher oder Neue Deutsche benennt, hat Gründe dafür, und Medienmacher(innen) sollten sich nicht darüber hinwegsetzen.

- Rassistische Bezeichnungen sind oft im allgemeinen Sprachgebrauch vorhanden. Auch wenn diskriminierende Sprache möglicherweise aus Unwissenheit verwendet wird, ist dies dennoch sehr schädlich für die Menschen, über die geschrieben wird.²
- „Wir“ und „die anderen“ zu sagen, schließt viele Leute aus der deutschen Gesellschaft aus und erklärt sie so als nicht zugehörig. Zu dem „Wir“ gehören auch kulturelle, ethnische oder religiöse Minderheiten, die in Deutschland leben und oft auch Deutsche sind. Diese Implikationen sollten bei der Wortwahl mitgedacht werden.
- Zahlen müssen sorgfältig recherchiert und belegt werden.³
- Themensetzung sollte nicht der rechte Rand betreiben. Medienmacher(innen) können bewusst andere Schwerpunkte setzen.
- Einhaltung des deutschen Pressekodex.
- Bilder wirken subtiler als Text. Sie müssen sehr bewusst und objektiv ausgewählt werden. Eine Faustregel: nicht das erste Motiv nehmen, das einem in den Sinn kommt, denn es entspricht oft dem Klischee im eigenen Kopf – ein Klassiker ist die Frau mit Kopftuch.
- Das Wichtigste ist schlicht und einfach eine differenzierte Berichterstattung: nicht nur die Extreme darstellen (Klassiker: der Salafist), sondern immer mit der Normalität und Vielfältigkeit migrantischen Lebens in Deutschland kontrastieren.

Medien und Öffentlichkeitsarbeit spielen bei der Konstruktion und Dekonstruktion von Vorurteilen eine entscheidende Rolle. Der Kampf gegen Vorurteile und Rassismus ist jedoch nicht nur wichtig für Neue Deutsche und Minderheiten in diesem Land, sondern auch für alle Einwohner(innen) Deutschlands.

Sheila Mysorekar

Journalistin, Trainerin für konfliktsensible Berichterstattung und Beraterin für Medien in Konfliktländern bei der DW Akademie, Bonn
Vorsitzende des Vereins „Neue deutsche Medienmacher“
(www.neuemedienmacher.de)

Anmerkungen

1. www.presserat.de, Rubrik „Pressekodex“.
2. Formulierungshilfen für den sorgfältigen Umgang mit Sprache findet man im Glossar der „Neuen deutschen Medienmacher“ unter www.neuemedienmacher.de/wissen/wording-glossar/ oder beim ANTI-DISKRIMINIERUNGSBÜRO KÖLN/ÖFFENTLICHKEIT GEGEN GEWALT E. V. (Hrsg.): *Leitfaden für einen rassismuskritischen Sprachgebrauch*. Köln, 2012, www.adb-sachsen.de/tl_files/adb/pdf/Leitfaden_ADB_Koeln_disfreie_Sprache.pdf
3. *Faktenchecks gibt es beim Mediendienst: <http://mediendienst-integration.de>*

► Vielfalt lebt davon, dass sich möglichst viele einbringen

Nach der letzten „Mitte-Studie“, die die Friedrich-Ebert-Stiftung regelmäßig herausgibt, meint jede(r) Dritte, die Bundesrepublik sei in gefährlichem Maß überfremdet.¹ Die meisten dieser Leute fühlen sich bedroht – von Menschen, die sie nicht kennen, aus Ländern, über die sie wenig wissen. Aber auch, wer keine Angst vor Fremden hat, muss die vielen komplexen Eindrücke, die tagtäglich auf uns niederprasseln, verarbeiten und sortieren. So kategorisieren wir ständig Menschen, auf die wir treffen und stecken sie in Schubladen, in die sie nicht gehören. Nach welchen Merkmalen wir das tun, wird durch unser Umfeld, unsere soziale Prägung oder aber durch unseren Medienkonsum gesteuert. Diese Schubladen können Vorurteile werden, denn die sind so schön einfach. Wir müssen nicht nachdenken, sondern nutzen einfach das vermeintliche Wissen, das wir über eine Gruppe von Menschen haben. Manchmal nutzen wir dafür Klischees, die „die anderen“ von vornherein etwas abwerten.

Der Angstforscher Borwin Bandelow sagte in einem Interview, dass friedliches Zusammenleben einer Gesellschaft nicht politisch verordnet werden kann.² Es braucht dazu gesellschaftliche Initiativen von beiden Seiten. Für ihn ist persönlicher Kontakt mit dem und den Fremden die Antwort, um Vorbehalte abzubauen. Auch wir im Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln glauben, dass Dialogprojekte mit interpersonaler Kommunikation dazu beitragen können, Vorurteile gegenüber Menschen abzubauen, um in der Gesellschaft insgesamt eine Kultur der Anerkennung zu verankern. Vor drei Jahren wurde dazu die Kampagne „vielfalt. viel wert.“ gestartet. Vielfalt wird hier in all ihren Facetten als Gegenentwurf zur gesellschaftlichen Entmischung und individuellen Vereinsamung verstanden. Dafür möchte die Caritas stehen, begeistern und zum Mitmachen anregen. Denn es ist festzustellen: Menschen am Rande fit zu machen, um teilzuhaben an der Gesellschaft, hilft nur begrenzt. Solange diejenigen, die Macht und Einfluss haben, überwiegend Negativbilder von Menschen mit Behinderung, von Migrant*innen und Langzeitarbeitslosen im Kopf haben, greift alle individuelle Förderung zu kurz. Aus diesem Grunde ist es wichtig, alle gesellschaftlichen Gruppen miteinzubeziehen, miteinander ins Gespräch zu kommen und zu lernen, Unterschiede wahrzunehmen. Dadurch lernen wir, mit Trennendem und Verbindendem wertschätzend umzugehen.

Ein Projekt, das im Rahmen dieser Kampagne läuft, ist „die lebende bibliothek“. Sie ist eine innovative Veranstaltungsform, die das Ziel hat, Vorurteile durch Dialog aus dem Weg zu räumen und Menschen in Kontakt zu bringen, die sich sonst nie begegnen würden. „Die lebende bibliothek“ funktioniert dabei tatsächlich wie eine klassische Bibliothek: Menschen leihen sich für die Dauer von 30 Minuten ein Buch und lesen es – nur dass in diesem Fall die Bücher echte Menschen sind und das Lesen

hier ein Gespräch unter vier Augen bedeutet. Hier kann man zum Beispiel Menschen fragen, wie man träumt, wenn man blind ist, wie sich die Flucht in ein fremdes Land anfühlt oder warum schwarze Deutsche so oft die Augen verdrehen, wenn man die Frage stellt: „Und? Wo kommst du ursprünglich her?“ Menschen unterschiedlicher Herkunft, Religion und Geschichte, mit unterschiedlichen Berufen, Hobbys oder Weltanschauungen – also Menschen, die im Alltag oftmals unter Stereotypen und Vorurteilen zu leiden haben, stellen sich für die Dauer einer Veranstaltung als „Buch“ und damit den Fragen der Teilnehmenden zur Verfügung. Im Dialog gibt es somit authentisches Erfahrungswissen aus erster Hand, das Vorbehalte gegen Personengruppen abbauen helfen will. Ob an öffentlichen Orten, wie Straßen- oder Quartiersfesten, in Schulen oder als Bestandteil von Antidiskriminierungsworkshops: „die lebende bibliothek“ hat in den letzten zwei Jahren über 500 Menschen miteinander ins Gespräch gebracht. Sie ist deswegen so erfolgreich, da sie zur Stärkung der interpersonellen Kommunikation auf der individuellen Ebene ansetzt und die Gelegenheit eröffnet, persönliche Erfahrungen zu sammeln, die in ähnlichen Situationen immer wieder abgerufen werden können.

Ein zweiter Ansatz ist das vom Bundesinnenministerium geförderte gemeinwesenorientierte Netzwerkprojekt „Comed – Vielfalt erkennen, gestalten und leben lernen durch Community Education“. An fünf Standorten im Erzbistum Köln wird jeweils mit anderen Schwerpunkten an einer Willkommens- und Anerkennungskultur jenseits von kulturellen Zuschreibungen gearbeitet. Allen Standorten gemeinsam ist, dass Lernorte und Anreize geschaffen werden, diese Vielfalt anders, positiver wahrzunehmen, sie als gestaltbar, als Gewinn statt als Bedrohung erleben zu lassen. Es geht somit um Wahrnehmungen und Lernprozesse zur Einstellungsänderung durch persönliche Erfahrungen. Diese sollen nicht indoktrinierend, sondern als persönlicher wie gemeinsamer Gewinn wahrgenommen werden können. Das Ziel dieser informellen Lernprozesse durch reizvolle gemeinsame kulturelle Aktivitäten soll die teilnehmenden Personen stärken und dabei die Identifikation mit dem Lebensumfeld erhöhen.

Auch hier heißt Integrationsarbeit, die Unterschiedlichkeit der Lebensstile und Lebensbedingungen aller zu beachten. Das Projekt Comed arbeitet nach den Prinzipien der Community Educations: Statt fertige, vermeintlich zielgruppengenaue Angebote zu liefern, werden zunächst Kontakt- und Konfliktzonen überschneidender oder divergierender Interessen der Menschen in einer Nachbarschaft oder einem Stadtteil ausfindig gemacht, um dort das Zusammenleben im Miteinander zu verbessern. Dabei werden Prinzipien wie Empowerment, Partizipation, Inklusion, Selbstbestimmung und Kooperation miteinander verknüpft. Zum Beispiel gibt es im ländlichen Raum interkulturelle Radioprojekte mit Kindern, die als Stadtteiledetektive fit gemacht werden, um so ihre Aktionsräume zu erweitern und

Ortsteile und Themen aus Kindersicht zu analysieren. Dies geschieht in Kooperation mit Grundschulen, der ansässigen Moscheegemeinde und dem Lokalfunk. In Remscheid haben sich einheimische und geflüchtete Jugendliche zusammengefunden, um gemeinsam ein Theaterstück zum Thema Heimat zu entwickeln. Der gesamte Prozess von den Proben bis zur Aufführung wurde in einem Film festgehalten, der anderen als „Lehrvideo“ dienen kann.

Das Projekt Comed läuft noch bis Mai 2017. Schon bisher hat sich gezeigt: Wer gemeinsam auf ein Ziel hinarbeitet, schaut nicht auf vermeintliche Defizite, sondern stärkt sich gegenseitig und lernt im besten Fall neue Freunde kennen.

Sabine Kern

Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln e.V.

Projektreferentin für „die lebende bibliothek“ und COMED

Anmerkungen

1. www.fes-gegen-rechtsextremismus.de/pdf_14/FragileMitte-FeindseligeZustaende.pdf
2. www.welt.de/gesundheit/psychologie/article147372371/Die-Angst-vor-dem-Fremden-schlummert-in-jedem.html

Buchtipps

► Abbas Khider: Brief in die Auberginenrepublik



Dem Studenten Salim, der wegen Besitzes verbotener Bücher verhaftet worden war, gelingt 1999 die Flucht aus dem Irak. Im libyschen Exil schlägt er sich als Bauarbeiter durch. Nie wieder hat er von seiner Familie, seinen Freunden und vor allem von seiner Geliebten Samia gehört. Salim versucht, an der Zensur vorbei einen Brief an seine große Liebe zu schicken. Ein Netzwerk illegaler Boten soll das Schreiben via Ägypten und Jordanien nach Bagdad bringen.

Der in Berlin lebende irakische Schriftsteller Abbas Khider lässt sieben Menschen, die als Boten des Briefes fungieren, erzählen, wie ihr Leben in der jeweiligen Heimat aussieht und welche Probleme sie haben. Das Buch hilft zu verstehen, wie es zum Arabischen Frühling und seinen Folgen kommen konnte. as
Khider, Abbas: Brief in die Auberginenrepublik. Edition Nautilus, 2013, 160 S., 8,99 Euro, ISBN 978-3-442-74889-1

NACHGEDACHT



Dr. Hans-Jürgen Marcus

Diözesan-Caritasdirektor
in Hildesheim
E-Mail: marcus@caritas-dicvhildesheim.de

Die Zukunft braucht Solidarität

Das Flüchtlingsthema ist die wohl größte politische Aufgabe unserer Zeit. Besonders die langfristige Inte-

gration wird uns lange beschäftigen. Wir werden lernen müssen, mit dem Zwiespalt in der Bevölkerung umzugehen, der sich durch Dörfer und Stadtteile zieht: Lassen sich die einen eine Alarmanlage einbauen aus Furcht vor Fremden, spenden die anderen Geld, Lebensmittel und Engagement. Seit letztem Sommer sehen wir das größte zivilgesellschaftliche und ehrenamtliche Engagement seit dem Zweiten Weltkrieg. Ich glaube, hier lernt eine Gesellschaft das, was sie in Zukunft besonders benötigt: Solidarität.

Vor unserem Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara in Halle hängt seit September 2015 ein Plakat über dem Haupteingang. „Fremde Freunde – Refugees welcome!“ steht darauf. Einige der 900 Mitarbeiter(innen) des Hauses bekennen sich in kurzen Videoclips zu Toleranz, Nächstenliebe und Menschlichkeit. Das Krankenhaus positioniert sich dabei nicht nur verbal. Es leistet medizinische Hilfe, wo sie nötig ist.

Ich erlebe in diesen Tagen viel beeindruckendes Engagement in unseren kirchlichen Organisationen und in unseren Kirchen-

gemeinden, oft in großer ökumenischer Verbundenheit. Die Engagierten stoppen die „Globalisierung der Gleichgültigkeit“, von der Papst Franziskus spricht. An vielen Orten sind sie beteiligt an runden Tischen und lokalen Initiativen.

Natürlich werden die Flüchtlinge uns viel abverlangen. Natürlich bringt auch der Mauerfall zwischen erster und dritter Welt nicht nur und nicht sofort blühende Landschaften hervor. Natürlich werden wir in Europa nicht, wie der Philosoph Richard David Precht sagt, „eine Kultur- und Denkmalschutzzone für überalterte schönheitsoperierte User und Konsumenten“ erhalten können. Europa sozusagen als digitales Schlaraffenland, als Insel inmitten heftigster Umbrüche (Die Zeit 1/2016). Wir werden uns auseinandersetzen müssen. Brutal haben wir das auch zum Jahreswechsel bei den Übergriffen in Köln und Hamburg erlebt. Wir werden all das bewältigen müssen. Das Leben in den Städten und Gemeinden wird bunter werden und dabei wird es viele Zumutungen geben: Die Pöbler und Hetzer werden lauter werden, die Angriffe auf Asylbewerberunterkünfte womöglich zunehmen. Die Populisten möglicherweise mehr Zulauf haben.

In jedem Fall hat eine Gesellschaft, die mindestens in Teilen in Konsum und Langeweile zu verzweifeln droht, die Chance, Solidarität neu zu lernen.

Ihr Hans-Jürgen Marcus